

Inhalt

Editorial	3	Praxisbeiträge	
Interview mit Otto Hofer-Moser	5	<i>Daniel Geißler</i> Therapeutische Arbeit mit einer Messi	113
Hauptbeiträge			
<i>Otto Hofer-Moser</i> Die defensiven Handlungssysteme des Menschen. Evolutions- und neurobiologische Aspekte und mögliche klinische Implikationen	17	<i>Tilmann Moser</i> Verliebtheit in der Psychotherapie. Adäquate Beantwortung von Sehnsuchszeichen	119
<i>Hannelore Tümpel</i> Psychoanalyse und die Erkundung des Unbewussten in natürlichen Bewegungsabfolgen	39	<i>Tilmann Moser</i> Stagnation oder Fortschritt. Ein offener Brief an psychoanalytische Supervisoren	127
Diplomarbeit		39 Tagungsbericht	
<i>Annette Hohaus</i> Von der klassischen Einsichtstherapie über die Therapie der emotionalen Erfahrung zur analytischen Körperpsychotherapie (Teil 3)	61	<i>Bodo Altröck</i> 3. Tagung der Arbeitsgemeinschaft für körperorientierte Psychoanalyse und Psychotherapie	131
		Nachruf	133
		61 Veranstaltungsverzeichnis	135
Diskussionsforum			
<i>Thomas Jaburg</i> Podiumsdiskussion zum 20. Jubiläum des Mitteldeutschen Instituts für Psychoanalyse Halle	101		

Impressum

Psychoanalyse und Körper



www.a-k-p.at
ISSN 1610-5087
14. Jahrgang, Nr.: 27, 2015,
Heft II

ViSdP: Der Herausgeber; bei namentlich gekennzeichneten Beiträgen die Autoren. Namentlich gekennzeichnete Beiträge stellen nicht in jedem Fall eine Meinungsäußerung des Herausgebers, der Redaktion oder des Verlages dar.

Erscheinen: Halbjährlich

Herausgeber:
Peter Geißler, Neu-Oberhausen bei Wien,
Österreich

Redaktionsanschrift:
DDr. Peter Geißler
A-2301 Neu-Oberhausen,
Dr. Paul Fuchsigg, 12
Tel., Fax 0043-1-7985157
E-Mail: geissler.p@aon.at

Übersetzungen ins Englische:
Robert C. Ware
Übersetzungen ins Spanische:
André Sassenfeld

Der Herausgeber freut sich auf Ihre Manuskripte, die nach Eingang möglichst rasch begutachtet werden.

Satz: metiTEC-Software,
me-ti GmbH, Berlin

Druck: PRINT GROUP Sp. z o.o., Stettin

Verlag:
Psychosozial-Verlag
Walltorstr. 10
35390 Gießen
Tel.: 0641/96997826 · Fax: 0641/96997819
E-Mail: bestellung@psychosozial-verlag.de
www.psychosozial-verlag.de

Bezug:
Jahresabo: 25 Euro (zzgl. Versand)
Einzelheft: 16,90 Euro (zzgl. Versand)
Bestellungen von Abonnements bitte an den Verlag, Einzelbestellungen beim Verlag oder über den Buchhandel.
Das Abonnement verlängert sich um jeweils ein Jahr, sofern nicht eine Abbestellung bis zum 15. November erfolgt.

Copyright:
© 2015 Psychosozial-Verlag
Nachdruck – auch auszugsweise – mit Quellenangabe nur nach Rücksprache mit den Herausgebern. Alle Rechte, auch die der Übersetzung, vorbehalten.

Anzeigen:
Anfragen bitte an den Verlag:
anzeigen@psychosozial-verlag.de
Es gelten die Preise der aktuellen Mediadaten. Sie finden sie im Downloadbereich auf www.psychosozial-verlag.de.

Editorial

An der Sigmund-Freud-Privat-Universität in Wien (SFU) findet gegenwärtig eine interessante Entwicklung statt, und zwar im Fachspezifikum »psychoanalytische Individualpsychologie«. In dem von den Vertretern dieser psychoanalytischen Schule geschriebenen Lehrbuch (Rieken et al., 2011)¹ war in einem eigenen Kapitel (S. 315–319) bereits explizit von »Körperpsychotherapie« die Rede und auf »Psychoanalyse der Lebensbewegungen« (Geißler & Heisterkamp, 2007) wurde in diesem Buch mehrfach Bezug genommen. Im Frühjahr 2014 wurde ich nach einer schriftlichen Arbeit und einem Hearing schließlich vom Leitungsteam eingeladen, mich im Rahmen der Ausbildung als Lehranalytiker und Dozent zu betätigen und auch Diplomarbeiten zu betreuen. Mittlerweile laufen mehrere Lehranalysen im offenen körperpsychotherapeutischen Setting, und in die Lehrveranstaltungen (1. Krankheitslehre und 2. Technik: Übertragung, Gegenübertragung, Widerstand) fließt selbstverständlich körperpsychotherapeutisches Wissen mit ein.

Neben dem Versuch, unsere Arbeitsweise im deutschen Sprachraum im Sinne von Weiterbildungsmöglichkeiten an künftige Therapeutengenerationen weitergeben zu können (vgl. dazu den Tagungsbericht von Bodo Altrock im vorliegenden Heft), mündet nun auch diese Entwicklung an der SFU in eine beginnende Akademisierung analytischer Körperpsychotherapie (bisher findet eine solche in Santiago de Chile an der »Universidad de Chile«, rund um André Sassenfeld und unter der Bezeichnung »relationale Körperpsychotherapie« statt), wobei die langfristige Entwicklung sich derzeit noch schwer einschätzen lässt. Jedenfalls findet im Juli 2016 als 10. Wiener Symposium »Psychoanalyse und Körper« eine Gemeinschaftsveranstaltung mit den Kolleginnen und Kollegen des Fachspezifikums Individualpsychologie statt (mehr Informationen dazu sind dem Veranstaltungsverzeichnis im vorliegenden Heft zu entnehmen). Man darf auf die Resonanz der Studenten gespannt sein.

1 Dieses Buch wurde in *Psychoanalyse & Körper*, Nr. 21, 11(2), 97–103 besprochen.

Zusätzlich zur geisteswissenschaftlichen Fundierung analytischer Körperpsychotherapie wird meiner Ansicht nach insbesondere durch die vermehrte Beachtung des impliziten Wissens die Brücke zur Biologie und damit eine zusätzliche naturwissenschaftliche Fundierung immer unabweisbarer. Der zweite in *Psychoanalyse und Körper* abgedruckte Text zur Polyvagalthorie (der erste erschien in *Psychoanalyse & Körper*, Nr. 26) und die Diskussion klinischer Implikationen in diesem Beitrag als auch im Interview mit Otto Hofer-Moser im vorliegenden Heft mögen verdeutlichen, dass eine tiefere Sichtweise von biologisch fundierten Emotions- und Motivationssystemen aber auch von Abwehr- und Überlebensstrategien in psychotherapeutischer Hinsicht sehr wohl von Relevanz sein können, wenn wir anerkennen, dass Erinnerung immer auch »embodied« ist und dass daher »Körpererinnerungen« immer *auch* wichtiges klinisches Material darstellen.

Eine neuerlich bunte Palette weiterer Beiträge rundet dieses Heft ab.

Peter Geißler

Literatur

- Geißler, P. (2012). Besprechung zu: Rieken, B., Sindelar, B. & Stephenson, T. (2011). *Psychoanalytische Individualpsychologie in Theorie und Praxis. Psychotherapie, Pädagogik, Gesellschaft*. Wien/New York: Springer. *Psychoanalyse & Körper*, Nr. 21, 11(2), 97–103.
- Geißler, P. & Heisterkamp, G. (Hrsg.). (2007). *Psychoanalyse der Lebensbewegungen. Zum körperlichen Geschehen in der psychoanalytischen Therapie. Ein Lehrbuch*. Wien/New York: Springer.
- Hofer-Moser, O. (2014). Die Polyvagal-Theorie nach Stephen W. Porges. Eine zusammenfassende Darstellung der Theorie und Diskussion möglicher klinischer Implikationen. *Psychoanalyse & Körper*, Nr. 26, 14(1), 33–48.
- Rieken, B., Sindelar, B. & Stephenson, T. (2011). *Psychoanalytische Individualpsychologie in Theorie und Praxis. Psychotherapie, Pädagogik, Gesellschaft*. Wien/New York: Springer.

Interview mit Otto Hofer-Moser

P.G.: Immer wieder höre ich von Kolleginnen und Kollegen sinngemäß folgendes Argument: Die Evolutionsbiologie und die Neurowissenschaften sind ja sicherlich interessant – aber für meine »klinische Libido« spielen sie eigentlich gar keine Rolle. Diese Kolleginnen und Kollegen, die ich in diesem Zusammenhang meine, haben überhaupt nichts gegen diese Nachbarwissenschaften, aber sind davon überzeugt, dass der psychotherapeutische Begegnungsraum, von Ausnahmen vielleicht abgesehen, doch etwas grundsätzlich anderes ist. Innerhalb dieses Raums kommt es doch – würden sie vermutlich argumentieren – ganz auf die persönliche Begegnung an, auf das Sich-aufeinander-Einlassen, und auf das Zulassen und Durcharbeiten damit verbundener mentaler Prozesse und Erfahrungen. Was würdest Du aus Deiner Sicht dazu sagen?

O.H.-M.: Ich würde diesen Kollegen insofern zustimmen, dass man meines Erachtens durchaus auch ohne tiefere Kenntnisse in den Neurowissenschaften und in Evolutionsbiologie eine sehr gute Therapeutin bzw. ein sehr guter Therapeut sein kann, vorausgesetzt die therapeutische Beziehung ist ausreichend tragfähig. Und tragfähig wird diese in erster Linie dann, wenn eine ausreichend gute intersubjektive Abstimmung erfolgt, Vertrauen und Sicherheit vermittelt werden kann und man gemeinsam – durchaus auf dem Hintergrund unterschiedlicher, transparent gemachter Veränderungstheorien – halbwegs strukturiert an einem Therapieziel arbeitet. Jedes zugelassene psychotherapeutische Verfahren ist nun jedoch laut österreichischem Psychotherapiegesetz von 1990 verpflichtet, durch eine entsprechende Ausbildung die Ausübung von Psychotherapie nach *wissenschaftlich*-psychotherapeutischen Methoden zu gewährleisten, um PatientInnen vor fragwürdigen bis schädigenden Zugängen zu schützen. In Zeiten des informed consent mit einer dem Verständnisvermögen des Patienten angepassten Aufklärungspflicht über geplante Interventionsstrategien trägt gerade die neurobiologische Perspektive sehr viel zum Verständnis der Wirksamkeit unserer Veränderungstheorien bei, denken wir nur an die moderne Psychotraumatologie,

die ohne neurobiologischen Hintergrund kaum mehr vorstellbar ist. Also sich aktuelles neurobiologisches Wissen anzueignen, erfüllt einerseits die berufsethische Pflicht zu anerkannter Fortbildung in Übereinstimmung mit der Scientific Community und es kann andererseits sehr hilfreich darin sein, PatientInnen zum Beispiel ängstigende subjektive Phänomene einer PTBS plausibler zu erklären und so ihrem *Grundbedürfnis nach Orientierung und Kontrolle* (Grawe, 2004) nachzukommen. Die erwähnte Psychotraumatologie ist gleichzeitig ein gutes Beispiel dafür, dass auch evolutionsbiologische Aspekte dazu beitragen können, ängstigende Phänomene – wie beispielsweise die Erstarrungsreaktion – sinnvoll *als Überlebensstrategie von Säugetieren allgemein* zu deuten und gleichzeitig »Wege aus der Erstarrung« aufzuzeigen. Peter Levine hat darin eine Meisterschaft entwickelt (vgl. Levine, 1998).

P.G.: Welche evolutionsbiologischen Befunde sind Deiner Ansicht nach zu nennen, die unser Menschenbild hinsichtlich des Menschen als Säugetier bereichern? Wir haben uns in der Vergangenheit ja öfter über Evolutionsbiologen wie Volker Sommer, Michael Tomasello oder Axel Lange ausgetauscht. Könntest Du ein paar Beispiele nennen?

O.H.-M.: Nun, nachdem Du die Frage nach dem »Menschen als Säugetier« und nicht nach dem »Menschen als Menschenaffen« stellst, fallen mir dazu in erster Linie die Forschungsergebnisse von Jaak Panksepp und Lucy Biven ein, die sie in ihrem 2012 bisher leider nur auf Englisch erschienenen Buch *The Archaeology of Mind* auf faszinierende Weise vorstellen. Sie weisen auf vergleichender neuroanatomischer und neurochemischer Basis nach, dass wir Menschen mit allen Säugetieren sieben basale Emotionssysteme – SEEKING, FEAR, RAGE, LUST, CARE, PANIC/GREEF and PLAY – weitgehend gemeinsam haben. Säugetiere (und letztlich gilt dies auch für alle anderen Tiere) sind also keineswegs gefühllose, »seelenlose« Automaten, wie viele Forscher in der Tradition von René Descartes noch immer behaupten und damit unter anderem grausame Tierversuche rechtfertigen, sondern sie sind wenn vielleicht auch nur bedingt¹ Brüder und Schwestern »im Geiste« auf jeden Fall »Seelenverwandte« mit einem komplexen Gefühlsleben (vgl. Bekoff, 2008). Wie sonst könnten wir mit ihnen reziproke emotional bedeutsame Beziehungen aufnehmen, von denen die Beziehung zwischen Mensch und Hund nur das hervorragendste Beispiel darstellt (vgl. Kotrschal, 2012). Natürlich sind wir Menschen in der Lage, uns in Tiere hinein zu fühlen, mit

1 Und die Kognitionsforschung zeigt, dass auch dieser angenommene Abstand bei differenzierteren Forschungsmethoden eher kleiner wird!

ihnen in Resonanz zu gehen, *wie dies auch umgekehrt der Fall ist*: der Hund, die Katze (vgl. Bowen, 2013)² ja sogar der Papagei oder eine Eule (vgl. Windrow, 2015)³, die auf ihre je eigene Weise tröstend auf ihren trauernden menschlichen Partner reagieren. Ja wenn sie uns nicht so ähnlich wären auch in den Gefühlen, welchen Sinn bzw. Aussagekraft hätten dann all die Tierversuche, zum Beispiel jene mit Psychopharmaka oder Schmerzmitteln? Dieses aktuelle Wissen aus den *affektiven Neurowissenschaften*, wie Panksepp sein Forschungsgebiet bezeichnet, bestärkt mich persönlich lediglich in meiner schon vorher intuitiv gefühlten – und trotzdem zu wenig gelebten – Überzeugung, dass wir Menschen *wechselseitig* eingebunden sind nicht nur in unsere soziale Mitwelt, sondern auch in unser ökologisches Umfeld. Oder wie es der phänomenologisch ausgerichtete Philosoph David Abram (2012) formulieren würde: *dass es um unsere wechselseitige Partizipation, um unser Verwoben-Sein mit der »Mehr-Als-Menschlichen Welt« geht*. Und das bewirkt meines Erachtens doch ein ganz anderes Menschen- und Weltbild als die Vorstellung eines »Intelligent Designs« oder eines biblisch abgeleiteten Auftrages, »sich die Erde untertan zu machen«.

P.G.: Wie ist die Beziehung dieser emotionalen Systeme zu den »Basisemotionen« oder »Primäraffekten« zu verstehen, die von Ekman und Friesen hinsichtlich des mimischen Ausdrucks bei menschlichen Primaten beschrieben wurden? In einem Gespräch mit Volker Sommer in Nigeria hatte dieser gemeint, diese »Basisemotionen« wie zum Beispiel Ekel seien, trotz beschreibbarer muskulärer Aktivierungen in der mimischen Muskulatur dennoch nach wie vor umstritten, weil ihnen (bisher) nicht umschreibbare neurologische Erregungsmuster eindeutig zugeordnet werden können. Nehmen Panksepp und Biven auf diese »Basisemotionen« Bezug?

O.H.-M.: Sie nehmen darauf kaum Bezug, vielleicht weil sie unter »basalen« Emotionssystemen meines Erachtens doch noch etwas Grundsätzlicheres verstehen als die von Dir genannten Autoren. Einerseits bezieht sich das »Grundsätzlichere« darauf, dass es sich dabei um evolutionär ältere und von allen Säugetieren und nicht nur von Primaten geteilte Emotionssysteme handelt und andererseits darauf, dass es sich ontogenetisch zunächst

2 Bei James Bowens *Bob, der Streuner. Die Katze, die mein Leben veränderte* handelt es sich um eine authentische Erzählung, wie die Beziehung zu einem zugelaufenen Kater einem Drogen abhängigen jungen Mann dabei half, sein Leben langsam in den Griff zu bekommen.

3 Mit Vögeln teilen wir übrigens unter anderem das Oxytozin gesteuerte CARE-System.

um *nicht konditionierte* Erlebens- und Verhaltensphänomene handelt, denen klar definierbare neuroanatomische Netzwerke und damit verbundene Neurotransmittersysteme zugrunde liegen. Daher wählen die Autoren auch die Großbuchstaben, wenn sie in diesem Sinne über diese Emotionssysteme schreiben. Als gutes Beispiel kann das System FEAR gelten. Jeglicher Schmerzreiz ab einer kritischen Intensität vermag dieses System bei allen Säugetieren zu aktivieren und so – hypothetisch – eine »Primär-Prozess-Erfahrung« von ANGST zu bewirken. Und die Autoren schreiben diese »Erfahrungsqualität« auch allen Säugetieren zu, oder sollte man besser formulieren: Sie gestehen Tieren diese *Erfahrungsqualität* ganz selbstverständlich zu. Der bekannte Angstforscher Joseph LeDoux wäre nach ihnen hingegen der Meinung, dass solche subjektiven Aspekte eines »animal mind« empirisch nicht untersucht werden könnten (Panksepp & Biven, 2012, S. 205). Überhaupt würden viele Angstforscher *nicht explizit anerkennen*, dass ihre Versuchstiere Schmerz und Angst erleben. Man kann diesen vielleicht entlastend zugutehalten, dass vor ein paar Jahrzehnten auch Mediziner noch der Meinung waren, menschliche Babys würden keinen relevanten Schmerz empfinden können, weshalb bei Operationen auf eine adäquate Narkose mit Schmerzbehandlung verzichtet wurde.

Zurück zu den Primär-Prozess-Erfahrungen mit der Qualität von »raw affective feelings«, die eben nicht das Resultat von individuellen Lernerfahrungen sind, sondern als »archaisches« überlebensdienliches evolutionsbiologisches Wissen »fest verdrahtet« im Säugetiergehirn verankert sind. Die individuellen Lernerfahrungen speisen dann sozusagen diese basalen Emotionssysteme mit Informationen aus dem relevanten Umfeld, was dann zu konditionierten »Sekundär-Prozess-Erfahrungen«, zu zum Beispiel *konditionierten Ängsten* (jetzt in Normalschrift!) führt. Verknüpft mit vielen anderen Lebenserfahrungen werden uns (und vermutlich in unterschiedlichem Ausmaße auch den Tieren) diese letztlich auf ganz individuelle Weise »gefärbt« auch bewusst im Sinne von »Tertiär-Prozess-Erfahrungen« bzw. als »Qualia«, um einen Begriff aus der Bewusstseinsdebatte aufzugreifen.

Ratten fürchten zum Beispiel *angeborener Weise* den *Geruch* von Katzen, Frettchen und Füchsen, nicht jedoch primär deren *Erscheinungsbild*. Dass sie es in der Regel trotzdem tun, ist die Folge eines konditionierten erlernten Reflexes, da unter natürlichen Bedingungen beides nur gemeinsam vorkommt. Oder genauer: Es ist evolutionsbiologisch sehr sinnvoll, eine Katze, die man nicht sieht, zumindest zu riechen, denn sie könnte schon gefährlich nahe sein, während man eine Katze, die man sieht, in

der Regel auch riecht. Wenn man sie sieht, aber nicht riecht, dann ist sie vermutlich noch weit weg und noch nicht gefährlich. Die Spur von bewusstem Erleben dieser Angst, wenn die Ratte dann tatsächlich *in einer konkreten Situation* mit einer Katze konfrontiert wäre, wäre sozusagen der Ansatz einer »Tertiär-Prozess-Erfahrung« einer Ratte. Panksepp und Biven sehen übrigens genau in dieser *unmittelbaren Erfahrung* aus den sieben basalen Emotionssystemen den Beginn jenes Prozesses, der beim Menschen zum vollen selbstreflexiven Bewusstsein führt.

P.G.: Verbinden die beiden Autoren ihre Erkenntnisse auch mit ontogenetisch-entwicklungspsychologischen Theorien? Kann man zum Beispiel aufgrund dieser *Unmittelbarkeit der Erfahrung* vermuten, dass Neugeborene, die laut Daniel Stern innerhalb der ersten Domäne der Erfahrung von sich selbst und anderen ja sehr intensiven emotionalen Erfahrungen ausgesetzt sind, sehr bewusst erleben? Oder setzt *Bewusstsein* laut Panksepp und Biven noch andere mentale Prozesse voraus?

O.H.-M.: Diese Bemerkung zum möglichen evolutionsbiologischen Ursprung der Bewusstseinsentwicklung in den basalen Emotionssystemen wird von den Autoren *entwicklungspsychologisch* nicht weiter vertieft. Allerdings diskutieren sie konsequenter Weise nach der Darstellung der sieben basalen Emotionssysteme auch die Existenz eines subkortikalen neurobiologischen Netzwerkes für ein »core SELF«. Dieses soll dann in enger Wechselwirkung mit kortikalen Funktionseinheiten menschliches selbstreflexives Bewusstsein möglich machen im Sinne einer Integration von affektiven mit kognitiven Formen von Bewusstsein. In diesem Sinne formulieren sie »neuroevolutionary perspectives on the self: from Experience to awareness« (ebd., S. 394) und diskutieren im Schlusskapitel verschiedene, nicht immer gerade leicht nachvollziehbare philosophische Schlussfolgerungen ihrer Forschungsergebnisse.

Für unsere Diskussion möchte ich lieber auf ein anderes und vielleicht auch klinisch nicht uninteressantes Forschungsergebnis der Autoren zurückkommen, das ein wenig in die Entwicklungspsychologie hinein spielt. So weisen sie darauf hin, dass es im klinischen Setting oft recht schwierig sein kann zwischen Phänomenen aus Aktivitäten des FEAR- und des RAGE-Systems zu unterscheiden. Dies gelte besonders in der Arbeit mit Kindern, in der man oft schwer einschätzen kann, ob sie gerade sehr zornig oder sehr geängstigt sind (ebd., S. 199ff.). An anderer Stelle (ebd., S. 166) führen sie aus, dass Ratten lebendige und tote Mäuse beißen, wenn sie aus ihrem SEEKING-System heraus ihre Räuberattacke ausführen, zum Beispiel, wenn man dieses elektrisch stimuliert. Bei einer Stimulation des RAGE-Systems jedoch würden sie ausschließlich

lebendige Mäuse angreifen. Das ließe vermuten, dass *zornige* Tiere ein lebendiges Ziel und zwar am besten ein solches der eigenen Art brauchen, um diesen Zorn abreagieren zu können. Und dieses lebendige Ziel wird dann eben nicht als Beute betrachtet!

Für den therapeutischen Kontext könnte dies bedeuten, dass die Empfehlung, bei ausgeprägtem Zorn auf eine bestimmte Person *stellvertretend* auf ein *lebloses* Objekt (Polster, Sandsack) einzuschlagen, vermutlich nicht sehr zielführend ist. Dies würde besonders für Kinder gelten, deren Fähigkeit zu einem »Als-ob-Denken« noch wenig ausgebildet ist. Diese brauchen einfach ein kompetentes menschliches Gegenüber, dass sie darin unterstützt, die Intensität ihrer Wut in guter Affektabstimmung herunter zu regulieren. Für heftige Partnerschaftskonflikte könnte das vielleicht bedeuten, dass es im Normalfall wenig bringt, sich diesen durch Flucht sofort zu entziehen, sondern dass man ihnen zumindest eine Zeit lang angemessen und emotional im Kontakt stand halten sollte, und das natürlich ohne zusätzlich Öl ins Feuer zu gießen. Also auf zum nächsten konsequenten Gelassenheitstraining!

P. G.: Was sind Deiner Ansicht nach die relevantesten Gesichtspunkte, die Tomasello und Lange (Stichwort: EvoDevo) in die Diskussion einbringen? Soweit ich es verstehe, lassen sich dabei durchaus entwicklungspsychologisch bedeutsame Querverbindungen erkennen!?

O. H.-M.: Diese Frage in *einer* Antwort zusammenzufassen ist relativ schwierig. Axel Lange beschreibt in seinem Buch *Darwins Erbe im Umbau* sehr detailliert und doch gut verständlich, wie sich die Theoriediskussion rund um die Evolutionstheorie seit ihrem Begründer Charles Darwin bis heute entwickelt hat, wer die wichtigsten Proponenten unterschiedlicher Strömungen gewesen sind und um welche Kontroversen es gegenwärtig geht. Aus seiner Darstellung der auch von ihm vertretenen »Erweiterten Synthese« werden vor allem zwei Aspekte der Evolution halbwegs nachvollziehbar, die über die Grundannahme des Neodarwinismus, nämlich Mutation und Selektion als die einzig relevanten Mechanismen der Evolution anzusehen, meines Erachtens nicht nur schwer, sondern gar nicht erklärbar sind. Es sind dies die Phänomene, dass es erstens immer wieder einmal in kurzer Zeit relativ große Sprünge in der Entwicklung gegeben hat, so auch hin zum Menschen, und zweitens, dass sich die Geschwindigkeit der Komplexitätszunahme in der Organismenentwicklung im Laufe der Evolution eher steigert als verlangsamt. Die Grunderkenntnis der Erweiterten Synthese besteht darin, dass relevantes Umfeld, epigenetische Regulationsprozesse und Genexpression viel komplex-dynamischer und vor allem viel *wechselseitig-dynamischer* vernetzt sind, als dies der

Neodarwinismus sieht und vor allem anerkennt. Richard Dawkins 1976 veröffentlichtes und enorm erfolgreiche Buch über das »egoistische Gen«, das nur die Einbahnstraße vom Gen zum Phänotyp kennt, wird so in seinem extrem reduktionistischen Ansatz entlarvt. Besonders gut ließe sich diese komplex-dynamische Regulierung nach dieser Theorie der Erweiterten Synthese übrigens in der Embryonalentwicklung studieren, die sich mit der Hypothese einer *alleinigen* genetischen Steuerung niemals erklären ließe. Über diese reziproke komplex-dynamische Regulierung hinaus würden dabei auch grundlegende physikalische Phänomene im Sinne einer spontanen, nichtlinearen Selbstorganisation und als Resonanzgeschehen (vgl. dazu Cramer, 1998) zur Stabilisierung von jeweils neu entwickelten Systemeinheiten beitragen. Dieser wichtige Teilbereich der Erweiterten Synthese wird als EvoDevo, das heißt als Evolutionary Developmental Biology (Evolutionäre Entwicklungsbiologie) bezeichnet.

Also der von Dir angesprochene *entwicklungspsychologische* Aspekt dieser neuen Sicht der Evolutionstheorie besteht in erster Linie darin, dass er ein vertieftes, wenn nicht gar für viele ein völlig neues Verständnis des Wechselspiels zwischen genetischer Ausstattung, ontogenetischen Entwicklungsprozessen und relevanten Umfeld-Faktoren – mit den vielfältigen epigenetischen Regulationsprozessen (vgl. dazu Spork, 2011) in einer Vermittlerposition – ermöglicht. Damit wird deutlich, dass die auch häufig in den Medien erbittert geführte Debatte über Prozentzahlen, wie viel denn am menschlichen Erleben und Verhalten genetisch bedingt und wie viel Umwelt- bzw. Kultureinfluss sei, am Wesen dieses komplexen *interaktiven* Prozesses völlig vorbei geht.

Dieses Verständnis des Evolutionsprozesses im Sinne der »Erweiterten Synthese« schlägt jetzt auch die Brücke zu Michael Tomasello, der in seinem neuen Buch *Eine Naturgeschichte des menschlichen Denkens* eine schlüssige Hypothese vorstellt, wie denn die Entwicklung vom Primaten zum modernen Menschen mit seiner Fähigkeit zu *hochkooperativen* Handeln in Großgruppen und zum selbstreflexiven und abstrakten Denken vermutlich abgelaufen ist. Auch da haben einerseits Umweltfaktoren – der Druck einer zunehmend feindlichen Umwelt – und andererseits die Fähigkeit des Organismus, aus einem großen genetischen Potenzial heraus unter dem Einfluss dieser Triggerfaktoren eine entsprechende Re-Organisation in relativ kurzer Zeit zu schaffen, diese Entwicklung ermöglicht. Spannend finde ich, wie Tomasello diese Entwicklung, ausgehend von seinem Konzept einer *individuellen Intentionalität* der Menschenaffen über jenes einer *gemeinsamen Intentionalität* von hypothetischen Frühmenschen bis hin zu jenem der

kollektiven Intentionalität des modernen Menschen nachvollziehbar darzustellen vermag.⁴ Darüber hinaus entwirft Tomasello parallel dazu eine schlüssige Hypothese zur Entwicklung der menschlichen Sprache, in der er deutlich macht, wie sehr auch der abstrakteste Gedanke letztlich noch auf leibliche bzw. zwischenleibliche gestisch-mimische Kommunikation zurückgeht. Das wäre auch ein Einstieg in die aktuelle Embodiment-Diskussion der Kognitionswissenschaften.⁵

Der Aspekt der *Entwicklungspsychologie* spielt in diesem Buch insofern immer wieder eine Rolle, als der Autor auch viele vergleichende Entwicklungsstudien zwischen Menschen- und Affenkinder zu seiner Hypothesenbildung heranzieht.

P.G.: Ich bin ja ein Anhänger der These, dass Psychotherapie in ihrer Essenz angewandte Entwicklungspsychologie darstellt, und insofern helfen mir Deine sehr interessanten Ausführungen, mein Menschen- und auch mein Säuglingsbild weiter zu verfeinern. Ich glaube, nicht nur die moderne Traumatherapie, sondern auch eine intersubjektiv-relationale psychoanalytische Therapie kann von all diesen nachbarwissenschaftlichen Befunden durchaus profitieren, indem beispielsweise die Plausibilität bestimmter unserer Annahmen und auch unserer Vorgehensweisen erhöht wird, denn auch die Psychotherapiewissenschaften befinden sich in diesem interaktiven Feld aller Erkenntniszugänge zu dem, was uns Menschen ausmacht. Überleiten würde ich gegen Abschluss unserer Diskussion gern in folgenden Bereich: Die therapeutische Arbeit im »offenen Setting« wird von vielen Psychotherapeuten als herausfordernder angesehen als beispielsweise die Arbeit im Couch-Setting, zu der mir einige psychoanalytische Kolleginnen und Kollegen – freilich hinter vorgehaltener Hand – sagten, dass sie (im Kontext einer 30- und manchmal 40-Stundenwoche, in der sich alle 45 Minuten ein neuer Patient auf die Couch legt) einfach für den Analytiker machbarer, weil weniger erschöpfend ist. Schon das Sitz-Setting ist da herausfordernder, weil unsere Patienten uns viel umfassender im Visier haben als im Liege-Setting, und die Herausforderung steigert sich nochmals, wenn wir uns gemeinsam mit dem Patienten in über das Sprechen hinausgehende handelnde In-

4 In eine ähnliche Richtung zielt Yuval Noah Harari (2013) mit seinem Buch *Eine kurze Geschichte der Menschheit*, in dem er auch auf evolutionsbiologischer und kulturhistorischer Basis Hypothesen darüber aufstellt, warum gerade der moderne Menschen vor etwa 100.000 Jahren begonnen hat, sich so erfolgreich gegen seine Primatenverwandten durchzusetzen.

5 Ein guter Einstieg in diese Thematik findet sich bei Storch et al. (2010).